Zeitschrift: Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin
Herausgeber: Verein Saiten
Band: 13 (2006)
Heft: 147

Artikel: Des Schweizers Fremde
Autor: Monioudis, Perikles
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-885192

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

DES SCHWEIZERS

Ein Schweizer Schriftsteller mit griechischen Wurzeln fährt quer durch die Schweiz und spricht mit kulturschaffenden Migrantinnen und Migranten. Zu Besuch bei Samir, DJ Tatana, Franco Supino, Marco Cantalupo, Leticia Ramos und Cristina Castrillo.

von Perikles Monioudis

Etappe 1

Glarus - Zürich - Uster - Solothurn

Die Anfrage, wonach ich mich in den Zug setzen, in die Landesteile fahren und dort mit sechs Künstlerinnen und Künstlern über Migration reden soll, hat mich zufällig in Glarus erreicht, meiner Geburtstadt in den Voralpen. Die vergangenen zehn Jahre habe ich in Berlin verbracht. Glarus liegt eine Zugstunde südöstlich von Zürich entfernt. Im Regionalzug erreiche ich talauswärts nach einer Viertelstunde Ziegelbrücke, steige dort in den Schnellzug um. Die Moränenlandschaft fliegt draussen vorbei. Sie glättet sich zum Zürichsee hin. Ich erstehe einen Kaffee beim rollenden Händler. Ein Zuckerbriefchen hatte ich gestern schon eingesteckt, in einer Glarner Beiz, ich ziehe es hervor. Auf dem Briefchen ist eine tibetische Familie vor dem Tower des Flughafens Zürich-Kloten abgebildet. Die Legende lautet: «1961 – Switzerland offers asylum to Tibetan refugees.» Ich erinnere mich an die Tibeter im Glarnerland. Zuhinterst, in Linthal, hatte man ihnen damals mehrere Häuser zur Verfügung gestellt. Mit einigen ihrer Kinder hatte ich im Fussballverein gespielt, gemeinsam mit anderen Jugendlichen, deren Wurzeln nach Italien, Spanien, der Türkei, dem ehemaligen Jugoslawien zurückreichen, genauso nach der Lombardei, dem alemannischen Süddeutschland, und wohl bis zu den Kelten, den Römern, eben später auch den Habsburgern, den Slawen, sie heissen etwa Zwicky, andere Marti, Hefti. Diese typischen Glarner Namen gehen heute als solche durch, weil man sich über die Jahrhunderte an sie gewöhnt hat. Möglich, denke ich, dass eines Tages Samir und Supino, Tatana und Cantalupo, Castrillo und Ramos als Schweizer Namen angesehen werden. Der Kaffee, denke ich, schmeckt nicht schlecht.

Zürich HB. Ich gehe raus zur Tramhalte und besteige die 3, mit dem Ziel des schmucklosen Locherguts. Ein kurzer Weg führt mich zur Zentralstrasse 156. Ich steige die Stufen zum dritten Stockwerk hinauf, betrete die Produktionsfirma «Dschoint Venture», werde von einer jungen Frau empfangen. Im Flur hängen Plakate von Filmproduktionen der vergangenen Jahre, die beiden grossformatigen affichieren den neuesten Film von Samir, «Snow White». Carlos Leal ist mit Kapuzenjacke auf dem Plakat abgebildet, jener Carlos, der als MC Carlos, Kopf der Lausanner Hip-Hop-Formation Sens Unik, noch ohne schauspielerische Ambitionen in Samirs «Babylon 2» von 1993 mitgewirkt hat. Im Grossraumbüro gehen unentwegt die Telefone, meist junge Frauen und Männer erledigen die Büroarbeit so emsig wie locker. Samir lässt sich kurz in einer Angelegenheit informieren und kommt dann auf mich zu. «Sali. Wir duzen uns, wenn's recht ist», sagt er.

Möglich, denke ich, dass eines Tages Samir und Supino, Tatana und Cantalupo, Castrillo und Ramos als Schweizer Namen angesehen werden.

Samir wurde 1955 in Bagdad geboren und siedelte zu Beginn der sechziger Jahre mit seiner Schweizer Mutter und seinem irakischen Vater nach Dübendorf über. Ich spreche ihn auf den Begriff Secondo an. Er lacht. Er habe ihn erfunden, um in «Babylon 2» eine griffige Formel für jene zur Verfügung zu haben, die in der Schweiz fremd sind. Filme besässen eine Narration, seien keine rein philosophischen Reflexionen, man müsse einfach erzählen, einprägsam, nicht mit komplizierten Konstruktionen. Der Begriff des Secondos sei also zuerst ein erzählerisches Mittel gewesen, um Fremdheit zu fassen. Erst später habe der Begriff eine selbstständige Bedeutung erlangt, habe er jungen Leuten in politischen Parteien wie der SP sowie in politischen Komitees dazu gedient, sich auf die Multikulturalität als realen gesellschaftlichen Zustand zu berufen. Gleichzeitig hätten sich etwa in Zürich, Basel, St.Gallen und Luzern junge Leute hinter dem Begriff des Secondos formiert, weshalb man dabei von einer politischen Bewegung reden könne, nicht bloss von einem Bündnis für die damalige Abstimmung über die erleichterte Einbürgerung.

Ausdrücklich bezeichnet Samir auch jene als Secondos, die wie er zwar in der Schweiz aufgewachsen sind, nicht aber hier geboren wurden. Damit entkoppelt er den Begriff des Secondos von der Generationenfolge. Secondo sei für ihn mehr noch jeder, der aufgrund etwa seiner Bilingualität in die Schranken ausserhalb der angestammten schweizerischen Gesellschaft gewiesen werde. Sprich: Habe man einen fremden Namen und sehe auch noch fremdländisch aus, werde man in der Schweiz ausgegrenzt. In dieser Lesart liesse sich Secondo auch als «Bürger zweiter Wahl» verstehen. «Ich bin Citoyen», versichert Samir aber und vermeidet damit den Begriff des Bürgers. Er nehme am Geschehen in seiner Umwelt teil, wähle, stimme ab, engagiere sich politisch. Ein besseres System als das unsere kenne er nicht. Das heisse allerdings nicht, dass die direkte Demokratie das denkbar beste System sei. Der Nationalstaat habe sich überlebt. Grenzen seien etwas Suspektes, sie sollten abgetragen werden, sagt er. Ausländer sollten in der Schweiz das aktive und passive Wahlrecht besitzen, und zwar nicht nur in den Kommunen, sondern auf allen Ebenen. Damit könne auch die Staatsbürgerschaft relativiert werden. Gleiche Pflichten hätten die Ausländer in der Schweiz ohnehin bereits, nur an den Rechten hapere es. Samir prangert die tägliche Ausgrenzung der Secondos in der Schweiz an, dazu brauche man nur die Augen zu öffnen. Er nennt ein Beispiel: In den Banken und Versicherungen seien im mittleren Kader vor allem

FREMDE

Secondos am Werk. Sie arbeiteten hart und seien ambitioniert, die Schweissteller unter ihren Achseln riesig. Sie schafften in diesen Institutionen das Geld heran. Der Schritt ins höhere Kader aber werde ihnen verwehrt.
Und Samir selbst? Wo wird er ausgegrenzt? Bereits als Kind habe er Diskriminierung erfahren, sie habe die Blüte getrieben, dass er am liebsten blond gewesen wäre und blauäugig. Sein Lehrer habe manchmal eine spitze Bemerkung zu Samirs Herkunft gemacht, den Nahen Osten mit seiner Jahrtausende alten Hochkultur als Wüste bezeichnet. Als Secondo, sagt Samir, habe man in der Schweiz keine reelle Chance auf eine angemessene Bewertung der eigenen Leistungen. Daran habe sich in den vergangenen Jahrzehnten nichts geändert. Diese Tatsache sehe er heute deutlicher als früher, denn heute wolle er an der Gesellschaft teilhaben, nicht nur im jugendlichen Freundeskreis. Er wisse nicht, sagt Samir, was er falsch mache, vielleicht liege es an einem Code, den er nicht beherrsche, ein Code, der alle Schweizer verbinde und all jene, die den Code nicht kennen, markiere. Der Code könnte aus der Art und Weise bestehen, wie man auftrete, spreche, sich bewege, denke, fühle. Vermutlich mache er alles anders als ein Schweizer. Das wiederum ziehe die Leute an.
Ihm sei es wichtig, den Begriff der Migration zurückzudenken. Bis zu dem Punkt, sagt Samir belustigt, da 500'000 Helvetier, damals praktisch die Gesamtheit der Schweizer, geschlossen das Land in Richtung Südwesten verlassen wollten, des rauhen Klimas leid. Von den Truppen Cäsars geschlagen, kehrten sie, dezimiert, zurück. Migration zurückdenken heisst für Samir aber auch, dass er, als Präsident des Vereins Migrationsmuseum, weiter gegen jegliche Diskriminierung in der Schweiz eintreten will. Als Filmemacher hingegen beschäftigt er sich nicht mehr so sehr mit der Schweiz, sondern mit globalisierten Familienstrukturen sowie mit der Entfremdung weltweit. «Iraqi Odyssee» könnte der Titel des Films lauten, an dem er gerade arbeite, sagt er.

Wieder draussen, in der Zentralstrasse, mache ich mich auf den Weg zum Hauptbahnhof. Auf dem Land, wird mir im Tram wieder einmal bewusst, prallen die sozialen Gegensätze meist nicht so augenfällig aufeinander wie in der Stadt, auf engem Raum. Samir ist ein Stadt-, zumindest ein Vorstadtkind, ich selbst bin ein Bergler. Da war kein anderes Kind in meiner Glarner Klasse, das einen griechischen Namen gehabt oder mit dem ich eine von den anderen Kindern abgesetzte Identität hätte entwickeln mögen. Wir Kinder trafen untereinander noch keine ethnischen, nicht einmal soziale Unterscheidungen.

Ausdrücklich bezeichnet Samir auch jene als Secondos, die wie er zwar in der Schweiz aufgewachsen sind, nicht aber hier geboren wurden. Damit entkoppelt er den Begriff des Secondos von der Generationenfolge.

Von Zürich nach Uster ist es nicht weit. Ich besteige den Zug am HB. Zwar lebt Tatana mit ihrem Freund und Produzenten in Glattbrugg, wo sie ihr Tonstudio betreiben und auch ihre Produktionsfirma «Sirup Records» domiziliert ist. Tatana hat aber heute in Uster zu tun, und wir treffen uns dort in einem Café, bevor wir uns im Tonstudio Silverspot auf die roten Sofas setzen. DJ Tatana, wie sich die 30-jährige Musikerin auch nennt, macht mich auf ihren neuen Song aufmerksam, der gerade im Radio gespielt wird. Sie freut sich aufrichtig darüber. Tatana hat oft Grund zu solcher Freude, von ihren Alben hat sie insgesamt über eine Million abgesetzt. Ihre Songs erreichen Hitparaden-Bestplazierungen in der Schweiz und darüber hinaus. Ein deutsch-spanischer Automobilhersteller hat gerade sein neues Modell in einer DJ-Tatana-Variante aufgelegt. Sie ist das Metronom der Love-Parade. «Musik ist ein Integrator», sagt sie. Mit ihrer Musik verbinde sie Menschen, Tausende tanzen danach. Sie verbreite auf den Raves eine positive Stimmung. «Ich will Frieden weitergeben», nennt sie das, «nicht im religiösen Sinn, keine Nächstenliebe predigen, sondern einfach die Menschen miteinander versöhnen.» Es soll sich mehr als einmal ereignet haben, dass Tatana in Clubs hinter ihren Plattentellern hervorgekommen sei, um einen Streit zwischen Gästen zu schlichten.
Im Alter von vier Jahren hat Tatana gemeinsam mit ihren Eltern und ihrem Bruder Josi die Tschechoslowakei, einen Ort Nähe Brünn, verlassen. Über Ungarn, Slowenien und Österreich seien sie mit dem Auto in die Schweiz gelangt. Das war am 13. Juli 1980. Zwei Tage waren sie auf der Flucht. Ihre Mutter habe sie mit der Aussicht vertröstet, das Meer sei nahe, und dass sie dorthin wollten. Sie hätten alles zurücklassen müssen, seien mittellos in die Schweiz gelangt. An der Grenze habe ihnen der Zollbeamte ein Tagesvisum ausgestellt. Bestimmt habe er aber gewusst, dass die Familie nicht wieder ausreisen werde, mutmasst Tatana. Ihr erster Eindruck von der Schweiz sei somit positiv gewesen. Das Tagesvisum habe 16 Franken gekostet, sagt sie und lächelt. Tags darauf seien sie zur Fremdenpolizei gefahren. In Dübendorf wohnten sie anschliessend vier Wochen lang bei früheren Schulfreunden der Eltern. Tatana ruft ihre Mutter an, weil sie weitere Details bestätigt haben möchte. Vor kurzem erst habe die Familie begonnen, über die damalige Flucht zu reden. Ihr Vater habe in der Schweiz schnell einen Job gefunden; heute sei er pensioniert und beschäftige sich mit der Reparatur von Old-Timer-Autos. Tatana hat die Primar- und

Filmemacher **Samir**, 1955 in Bagdad geboren, ist Anfang der sechziger Jahre mit seiner Schweizer Mutter und dem irakischen Vater nach Dübendorf gekommen.

Sekundarschule und anschliessend eine Banklehre absolviert. «Ich wurde nie diskriminiert», sagt sie. Wenn man in der Schweiz integriert werden möchte, werde man früher oder später auch integriert, lautet ihr Credo. Sie bedauere, dass sie nie studiert habe. Ein Studium sei ihr ein Herzenswunsch gewesen. Ich wende ein, dass sie sowohl künstlerisch als auch finanziell erfolgreich sei und dass ein Studium solches mitnichten garantiere. «Trotzdem», sagt sie.

Mit 17 sei sie zur Musik gekommen. Schnell habe sie angefangen zu scratchen und zu mixen, Schallplatten aufzulegen. Wie ihr Vater male auch sie sehr gern. Nun, da sie Musik mache, bedeute die Malerei für sie einen Ausgleich. Sie liebe grüne Wiesen, sagt sie, sie wolle später einmal abgeschieden leben, in der Natur. «Grün ist meine Lieblingsfarbe.» Die Natur ist das Gegenteil dessen, das sie täglich erfahre, sage ich, die dunklen Clubs, die Nachtarbeit, die Reisen, die monatelangen Aufenthalte im Studio. Die Studioarbeit, das Komponieren und Aufnehmen, erwidert Tatana, seien kräftezehrend. Wenn sie über Monate hinweg im Studio lebe und mit ihrem Bruder arbeite, manchmal rund um die Uhr, gelange sie in Gemütszustände, die schwer erträglich seien. Musik, sagt sie, habe viel mit Gefühlen zu tun. Es könne geschehen, dass sie die Arbeit nicht fortsetzen mag, weil zu viele Gefühle in ihr hochkommen.

In einer ähnlichen Verfassung habe sie vor kurzem auch angefangen, mit ihrem Bruder über die Flucht von damals zu reden. Mit Josi, der eigentlich Josef heisst, rede sie tschechisch und eben Mundart, mit ihren Eltern ausschliesslich tschechisch. «Es ist für jeden Menschen wichtig zu wissen, woher er kommt», sagt Tatana. Sie will sich einbürgern lassen. Während ihr Bruder sich heute lang und gern in Tschechien aufhalte, könne sie sich nicht vorstellen, im Ausland zu leben. Sie lacht und sagt dann ernst: «Mein Zuhause ist hier.» Wir verabschieden uns draussen.

Ich besteige, wieder am HB, den Zug nach Solothurn; eine Kleinstadt, nicht Zürich, aber auch nicht Glarus. Dort angekommen, bringt mich ein Bus über die breite, ruhig fliessende Aare zu Franco Supinos Haus. Im Wohnzimmer fragt Supino, ob wir uns besser auf den sonnigen Balkon begeben wollten. Hinter uns der Jurasüdfuss. Ich frage Supino, was die Aare, die hier in Solothurn ein breites Bett hat, für ihn bedeute. Seinen Sohn Gian-Marco im Arm, steht er auf und führt mich zurück ins Wohnzimmer, wo mir vorhin ein sonderbares Bild aufgefallen ist. Die Fotografie zeigt ein Passagierschiff mitten in Solothurn, langsam kommt es die Aare herunter. Die Brücken über den Fluss wurden wegretouchiert. «Solothurn liegt am Meer», sagt Supino und lächelt. Sein Satz wurde einst von den Organisatoren eines Stadtfestes auf T-Shirts gedruckt und auf einen Gehsteig gemalt.

Franco Supino, geboren 1965 in Solothurn, gehört zu den wichtigsten literarischen Stimmen seiner Generation. Seine Texte sind weder symbolistisch noch surreal, das Bild im Wohnzimmer täuscht. Im Roman «Musica leggera» von 1995 erzählt er eine Solothurner Liebesgeschichte, die sich in der Musica Leggera spiegelt, also in den Liedern von Dalla, De Gregori, Rossi, Venditti und anderen. Auch seinem Roman «Die Schöne der Welt oder Der Weg zurück» von 1997 legt er eine Liebesgeschichte zugrunde, das gilt auch für «Der Gesang der Blinden» (1999) und «Ciao amore, ciao» (2004). Immer spielt in seinen bisherigen Büchern die Bikulturalität der Pro-

Bilder: Genny Russo

tagonisten eine Rolle. Seine Themen, sagt Supino, der auch als Lehrerausbilder an der Hochschule arbeitet, finde er in der Lebenswirklichkeit in der Schweiz. Schicksale, Lebensläufe interessierten ihn, nicht so sehr seine eigene Befindlichkeit. Im Grunde schreibe er Schweizer Heimatliteratur. Supino lächelt zwar, aber das ist sein Ernst. Seine Bücher, fährt er fort, seien lokal verwurzelt, in

«Ich wurde nie diskriminiert», sagt sie. Wenn man in der Schweiz integriert werden möchte, werde man früher oder später auch integriert, lautet ihr Credo.

Solothurn, nichtsdestotrotz beschäftige er sich darin auch mit seiner italienischen Seite. Der Leserin und dem Leser mache er somit ein doppeltes Angebot.

Und der Kritik?, frage ich. Die Kritik sehe oft nur den lokalen Aspekt oder dann den Aspekt, den sie für exotisch halte, nämlich die Bikulturalität. Letzteres könne sich wiederum in Marginalisierung oder in Gnade ausdrücken. Gnade und Dankbarkeit erfahre er von der Kritik manchmal, die es sich damit leicht mache, sagt Supino. Denn es sei einfacher, ein Thema der Exotik zuzurechnen, als sich damit auseinanderzusetzen. Über die Italiener in der Schweiz sollten aber nicht nur Schweizer Italiener schreiben dürfen. Unsere Lebenswirklichkeit in der Schweiz sei nicht teilbar, sagt er. Deshalb hält Supino auch nicht viel vom Begriff des Secondos. Unter dem Begriff der Secondos schlössen sich Leute in der Schweiz zusammen, für die ein Zusammenschluss gar nicht mehr nötig sei. Die Ausgegrenzten seien heute die Menschen aus Albanien und dem ehemaligen Jugoslawien, aber die hätten noch kein Bewusstsein für ihre Randlage entwickelt. Supino sagt, er selbst sei positiv diskriminiert worden. Als guter Schüler habe man ihn entsprechend fördern wollen, vielleicht als Vorzeigeitaliener, vielleicht aus echter Menschenliebe. Sein Primarlehrer sei mehrmals zu ihm nach Hause gekommen, um die Eltern zu überzeugen, dass der kluge Sohn das Gymnasium besuchen solle. Supino schloss später sein Romanistik- und Germanistikstudium an der Uni Zürich ab. Romanistik, sagt er, sei aber für ihn nicht der einfachste Weg gewesen. Es habe grosser Anstrengung bedurft, um sich im Italienischen zurechtzufinden, rede er mit seinen Eltern doch einen süditalienischen Dialekt, der mit

Im Alter von vier Jahren hat **DJ Tatana**, 1976 geboren, die Tschechoslowakei mit ihren Eltern und Bruder Josi verlassen.

der Hochsprache herzlich wenig zu tun habe. Als Schüler sei er von seinen Eltern gezwungen worden, die vom italienischen Konsulat angebotenen italienischen Sprach- und Heimatkundekurse zu besuchen, die «corsi di lingua e cultura italiana». Dort sei er ausgelacht worden. Denn der Dialekt, den er sprach, schien den anderen Schülern und selbst den Lehrern eben alles andere als Italienisch. Auch deshalb sei es später für ihn nicht in Frage gekommen, seine Bücher auf Italienisch zu schreiben. Schriftsteller, sagt Supino, werde man aus einem Imitationstrieb. Und die ersten Texte, mit denen er sich beschäftigt habe, seien nun einmal auf Deutsch gewesen. In Italien übrigens, sagt Supino, interessiere sich niemand für die Texte eines Schweizer Italieners. Neulich habe er im «Corriere della Sera» einen Artikel eines italienischen Journalisten gelesen. Der habe über die Italiener in Basel geredet wie Hans A. Traber über eine Population von Wildenten in der afrikanischen Wüste.

Supino spricht mit seinen Kindern Mundart und Italienisch. Es sei ihm ein Bedürfnis, sein Italienisch in Schwung zu halten. Raupe, Wurm und anderer Wörter erinnere er sich so wieder. Seine Frau Michaela erscheint mit der kleinen Luisa, dem zweiten Kind der Familie. Sie ist Soziologin und kommt gerade aus der Stadt. Ich frage Supino, woran er arbeite. An einem Roman über Cäsar von Arx, dem Schweizer Dramatiker der Zeit um den Zweiten Weltkrieg. Diesmal keine Bikulturalität, antwortet er lächelnd. Supino bringt mich zur Bushalte. Zum Bahnhof ist es nicht sehr weit.

Etappe 2

Glarus - Lausanne - Genf

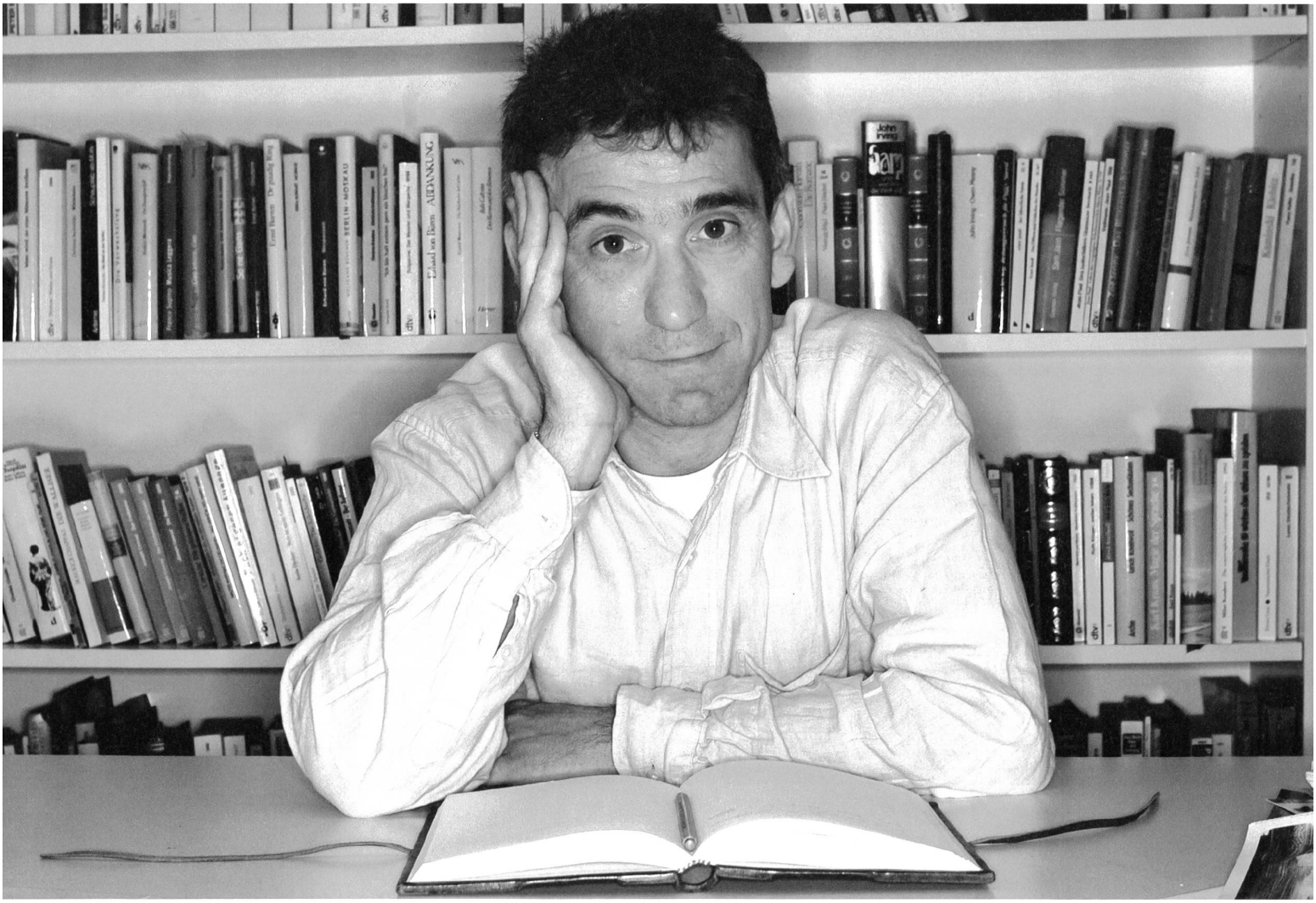
Ich besteige den Zug nach der Romandie. An den Gestaden des Lac Léman erinnert kaum etwas an das schmale Bergtal, aus dem ich komme. In Lausanne, mit seinen zum Wasser hin abschüssigen Strassen, ereilt mich wieder einmal der Gedanke, San Francisco erreicht zu haben – vielleicht weil die Romandie für die Zürcher so weit entfernt liegt wie Kalifornien für die New Yorker. Die Fahrt nach Pully dauert nur ein paar Minuten. Im Théâtre de l'Octogone führt mich der Choreograph und frühere Tänzer Marco Cantalupo in den Probenraum.

1992 hat der gebürtige Genuese gemeinsam mit seiner polnischen Frau Katarzyna Gdaniec die Compagnie Linga gegründet. Linga, seit über zehn Jahren «resident company» des Octogone, besitzt eine vorzügliche Reputation im In- und Ausland. Die Équipe probt gerade «Go!», ein Repertoire-Stück, das sie vor zwei Jahren in verschiedenen Ländern, vor allem auf dem Balkan, gegeben hat. «Im Augenblick», sagt Cantalupo auf Deutsch, «sind wir mit drei Stücken unterwegs, in der Schweiz, anschliessend in Russland und in Deutschland.» Er hat in Hamburg gearbeitet. Alle Stücke haben er und Katarzyna Gdaniec choreographiert. Gdaniec, vielfach ausgezeichnete Primaballerina, wurde zwischen 1985 und 1992 von Maurice Béjart als Étoile eingesetzt. Cantalupo selbst hat als Solist auf der ganzen Welt getanzt, etwa in der Deutschen Oper Berlin. Heute choreographieren sie gemeinsam.

Die Erfahrung der Migration spiegelt sich in ihrer Arbeit. «Meine Frau und ich haben uns aber nicht über kulturelle Gemeinsamkeiten gefunden, sondern über die Energie», sagt Cantalupo. «Unsere künstlerischen Energien vervielfachen einander, unabhängig von unserer Herkunft.» Wenn sie für eine neue Produktion Tänzerinnen und Tänzer suchten, schauten sie sich die Kurzbiografien der Bewerber an und beurteilten deren Neugier, physisches Potential und Ausstrahlung, sagt Cantalupo. Ob ihn ein Bewerber verstehe, sei keine Frage der Herkunft. «Unter Umständen kann ein Tänzer aus einem für mich ganz fremden Land besser verstehen, was ich inszenieren und aussagen will, als jemand aus meinem Dorf.» Denn Tänzer seien Nomaden. «Ihr Körper ist der Fahrschein durch die Welt.» In der Équipe

Im Grunde schreibe er Schweizer Heimatliteratur. Supino lächelt zwar, aber das ist sein Ernst.

Schriftsteller **Franco Supino** ist 1965 in Solothurn geboren. Seine Eltern sind einige Jahre zuvor aus Süditalien in die Schweiz eingewandert.

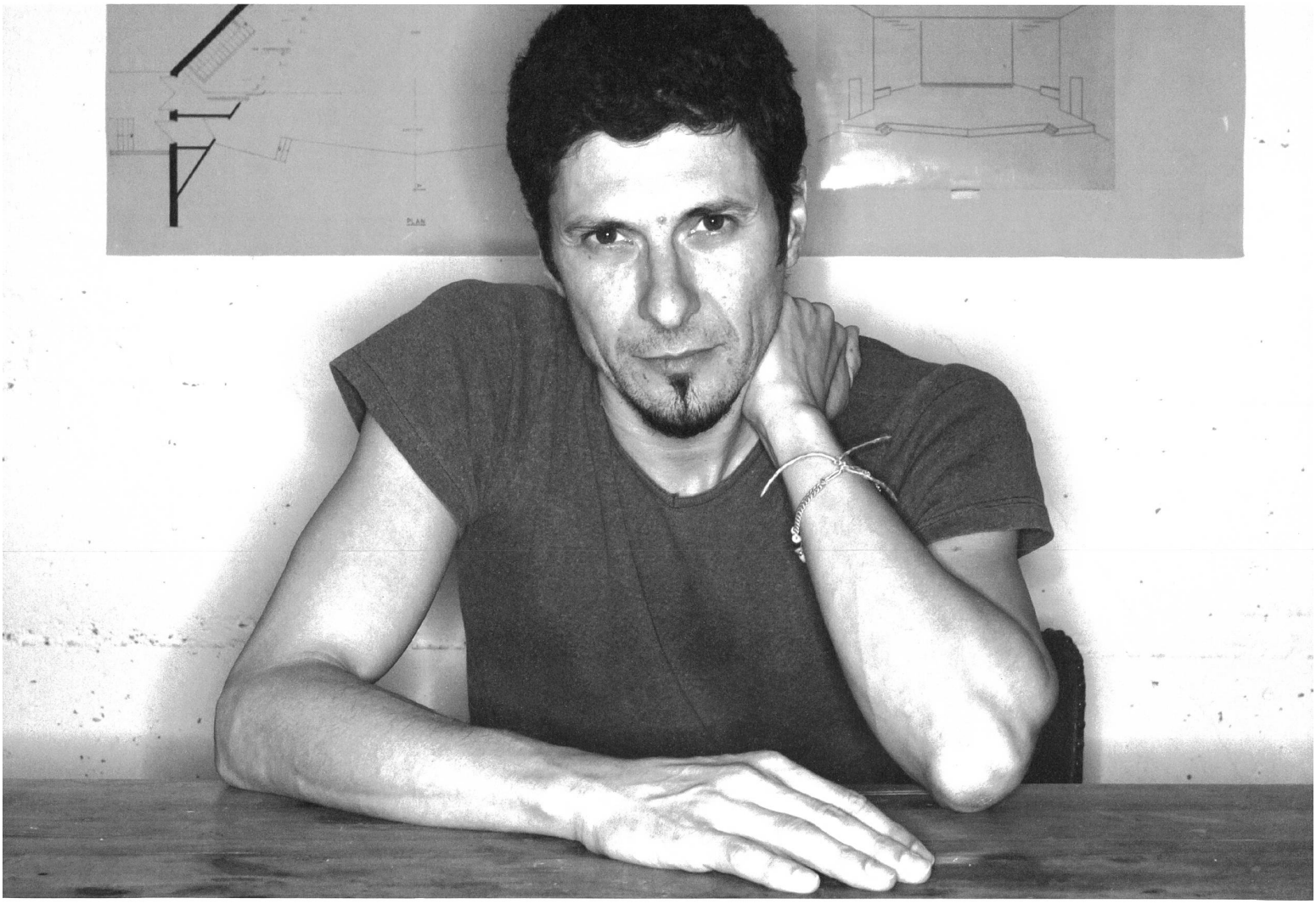


tanzen junge Frauen und Männer aus Albanien, Bulgarien, Japan, Frankreich und Belgien. «Tänzer», fährt Cantalupo fort, «sind Menschen, die Erfahrungen, auch die der Migration, verdichten und sublimieren. Sie bringen diese Fähigkeit in die Stücke ein.» Als Choreograph könne er die Tänzer im Grunde anweisen, sage ich. Weshalb interessiert ihn die Lebenserfahrung der Tänzer in diesem Masse? «In der heutigen Zeit werden die Stücke nicht mehr für einen Fürsten aufgeführt. Wir tanzen für ein breites Publikum, und wir tanzen auch, um einen Weg zu suchen, wir tanzen, um zu uns selbst zu finden», antwortet Cantalupo. Früher hätten Choreographen die Mitarbeit der Tänzer kaum geduldet, inzwischen habe sich das verändert. «Normalerweise waren die heutigen Choreographen einst selbst Tänzer, wie in unserem Fall.» Wie verdichtet ein Choreograph die einzelnen Erfahrungen für die Bühne? «Wir sind Filter, wir filtern unsere persönliche Erfahrung und arbeiten mit der Substanz», sagt Cantalupo. Ich frage, wie viel man dabei zurücklassen müsse. «Meine Frau und ich haben, was unsere Wurzeln anbelangt, einen Schnitt gemacht. Natürlich arbeiten wir gern in Italien und Polen. Aber unsere Heimat ist das nicht mehr.» Für das Stück «Go!», das von der Migration handelt, sei der Titel «One-way ticket» vorgesehen gewesen. Beim Erarbeiten des Stücks habe die Équipe aber herausgefunden, dass einige sich nicht als Emigranten, sondern eher als Nomaden sehen würden. Eine Rückkehr zu den geographischen Wurzeln sei für einige der Tänzerinnen und Tänzer sehr wohl eine Option. «Darüber hinaus kenne ich ausgezeichnete Tänzer, etwa in Mailand oder in der Türkei, die durch nichts zu einer nomadischen Existenz zu bewegen sind.» Er denke aber, dass man im allgemeinen gut daran tue, zunächst einmal wegzugehen, um seinen eigenen Weg zu suchen.

«Unter Umständen kann ein Tänzer aus einem für mich ganz fremden Land besser verstehen, was ich inszenieren und aussagen will, als jemand aus meinem Dorf.» Denn Tänzer seien Nomaden. «Ihr Körper ist der Fahrschein durch die Welt.»

«Jedes Projekt soll zu einer neuen Sprache führen», sagt Cantalupo, «zu einer neuen Verständigung, zu einem neuen Verständnis von sich selbst.» Besonders wichtig aber sei ihnen das Publikum. «Es ist ein Privileg, zu jemandes Leben zugelassen zu werden, und sei es nur für die Dauer einer Aufführung. Die Leute bezahlen an der Kasse, betreten den Theatersaal und wollen etwas Neues sehen. Sie sind offen. Das ist eine einzigartige Möglichkeit, etwas zu vermitteln. Und eine grosse Verantwortung.» Die beiden anderen Stücke, mit denen die Compagnie Linga zur Zeit zu Gastspielen eingeladen ist, haben nicht wie «Go!» die Migration zum Thema. «La kitchen» etwa lautet der Titel des neuesten Stücks, das Ende April Premiere gefeiert hat. «Die Küche ist ein Ort, der niemandem gehört, im Gegensatz etwa zum eigenen Zimmer. In der Küche treffen sich die Menschen exterritorial. Dort konkretisieren sich die Spannungen und Konflikte in einer Gemeinschaft», fügt Cantalupo hinzu. Mitte Oktober wird die Compagnie Linga auf Arte live zu sehen sein.

Choreograph und Tänzer **Marco Cantalupo**, 1966 in Genua geboren, gründete 1992 mit seiner polnischen Frau Katarzyna Gdaniec die Compagnie Linga in Pully bei Lausanne.



Bilder: Genny Russo

teo jakob®

DAR DAX RAR

Möbel, Büromöbel, Küchen, Lampen, Textilien,
Planung und Innenarchitektur

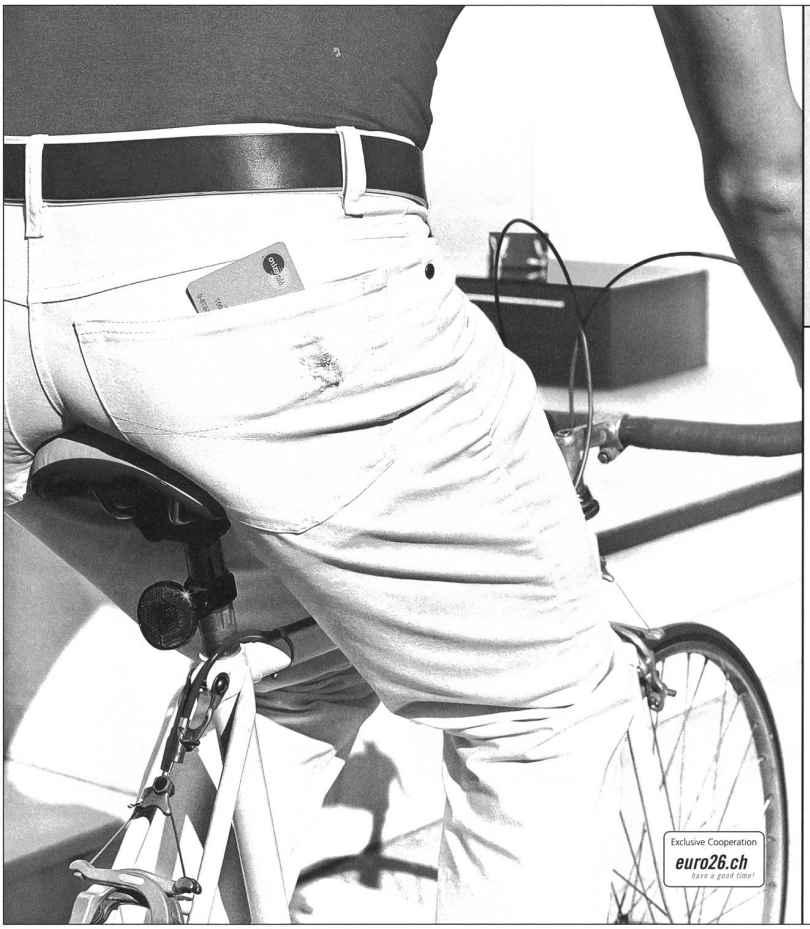
Späti Ohlhorst AG
Spisergasse 40
9000 St.Gallen
Tel. 071 222 61 85
Fax 071 223 45 89
st.gallen@teojakob.ch
www.teojakob.ch

COMEDIA

Katharinengasse 20, CH-9004 St.Gallen, Tel./Fax 071 245 80 08, medien@comedia-sg.ch

**BESTE AUSWAHL AN GUTEN BÜCHERN.
IM LADEN MITTEN IN DER NÖRDLICHEN ALTSTADT
ODER UNTER WWW.COMEDIA-SG.CH**

www.comedia-sg.ch mit unseren Buch-, Comic/Manga- und WorldMusic-Tipps
und dem grossen Medienkatalog mit E-Shop!



Alles mit einer Karte: Member bei Euro<26 und kostenlos banken.

Alles ganz einfach. Alles mit einem Konto.
Mit UBS Generation und UBS Campus, dem neuen kostenlosen Angebot für Jugendliche und Studierende, profitieren Sie von umfassenden Bankdienstleistungen. Vom Privat-und Sparkonto über E-Banking bis hin zum Gratisbezug bei allen Bancomaten der Schweiz. Dazu gibts exklusiven Zugang zu Downloads im iTunes Music Store Switzerland, die Mitgliedschaft bei Euro<26 und vieles mehr.

Einfach Konto eröffnen und mehrfach profitieren:
www.ubs.com/young

UBS

Bild: Genny Russo

Ob sein Nomadentum nun ein Ende habe, frage ich. «In der Schweiz sind die Leute interessiert. In anderen Ländern muss man für ein Publikum härter kämpfen», sagt Cantalupo. «Ausserdem lassen die Schweizer Toleranz walten. In Polen oder in Italien hätten meine Frau und ich weit weniger realisieren können.» Die hiesigen politischen und finanziellen Umstände liessen es zu, dass die Compagnie Linga in Pully ein Dach gefunden hat. Dafür seien er und seine Frau dankbar. Hier könnten

Nur wo Recht und Ordnung herrschten, etwa in der Schweiz, sei solche Illegalität überhaupt erst möglich.

sie neue Wege gehen, eine neue Sprache suchen, mit jedem Projekt ein Stück weitergehen. Marco Cantalupo bringt mich hinaus. Ich mache mich zum Bahnhof auf. Der Zug nach Genf wird gleich eintreffen.

Die Fahrt von der Waadtländer in die Genfer Hauptstadt führt, nunmehr jenseits des Juras, teilweise über flaches, weites Gelände. Genf, besonders am Seeufer grosszügig dimensioniert; der helvetische Stil der Deutschschweiz lässt sich in der repräsentativen Architektur der Belle Époque höchstens erahnen. Ich fahre mit dem Bus weiter in die Stadt hinein. Im Boulevard des Philosophes 24 betrete ich das besetzte Haus Rhino. Viel kleiner als damals das Zürcher Wohlgroth-Areal, mutet einen das Rhino, ständiges Politikum und wichtigster Genfer Quasi-Besitz der Szene, im achtzehnten Jahr der Besetzung ruhig an. Die Besetzer leben in abschliessbaren Wohnungen, für die sie an die eigene Hausgemeinschaft eine Art Miete entrichten. Wasser und Strom werden vom Elektrizitätswerk erstanden, in jeder Wohnung hängt ein Zähler. Die Besetzung des Rhino wird von der Stadt geduldet.

«Magst du einen Tee?», fragt Leticia Ramos in ihrem Wohn- und Arbeitszimmer, das sie mit einem spanischen Künstler teilt. «Gern», antworte ich und komme ihrer Aufforderung nach, auf dem grünen Sofa Platz zu nehmen. «Die Möbel sind von der Strasse. Oder sie wurden von früheren Besetzern zurückgelassen», sagt sie und lächelt. «Hier gehört jedem alles und zugleich nichts.» Leticia Ramos, 36, ist 1996 aus Uruguay in die Schweiz gekommen. Von Montevideo über São Paolo und Mailand sei sie kurzentschlossen nach Genf gelangt. Im vergangenen Jahr hat sie ihr Studium an der École des Beaux

Leticia Ramos, 36 Jahre alt, ist 1996 aus Uruguay nach Genf gekommen. Im vergangenen Jahr hat sie ihr Studium an der Ecole des Beaux Arts abgeschlossen.

Arts mit dem Diplom beendet. Sie habe nacheinander in drei besetzten Häusern gelebt. «In der Illegalität lebst du ausserhalb des Geldkreislaufs. Du hast mehr Zeit, begegnest ständig neuen Leuten. Fallen hohe Miete und Steuern weg, brauchst du nicht allzuviel Geld zum Überleben. Du kannst deine Kunst frei entwickeln.» Geld habe sie mit unterschiedlichen Jobs verdient, unter anderem auf dem Flohmarkt, wo sie Gegenstände aus den fünfziger, sechziger und siebziger Jahren feilbot. Leticia Ramos hatte in Uruguay ein Jahr lang Jura studiert, sich dann in der Kunstakademie eingeschrieben, für Malerei, später für Videokunst. Kurz nach der Diktatur habe in Montevideo allerdings wenig funktioniert. Es sei unmöglich gewesen, ernsthaft zu studieren.

Ob sie sich eher als Kuratorin denn als Künstlerin verstehe, frage ich. «Mein Werk ist die Ausstellung selbst», antwortet Ramos. «Kura-

tieren, wie ich es verstehe, besteht im Zusammensetzen von unterschiedlichen Objekten, auch Gefühlen und Gedanken zu einem Thema. Ich führe Werke verschiedener Künstler thematisch zueinander. Insofern erschaffe ich ein grösseres Ganzes, ein Werk.» Zu welchem Thema im Besonderen, frage ich. «Zur Ästhetik des Besetzens», sagt sie. «L'esthétique de squat» lautet auch der Titel ihrer bisher grössten Ausstellung. Die Stadt Genf hatte ihr 2004 ein kleines Ladenlokal in guter Lage bis zu dessen Renovierung für drei Monate zur Verfügung gestellt. Ramos zeigte darin Kunstwerke sowie theoretische und rein dokumentarische Arbeiten aus Kreis und Umfeld der Besetzer, stellte spontane Meinungsäusserungen von Passanten und Besetzern hinzu. Ihre Absicht war, die Realität der Besetzer und die

In der argentinischen Diktatur habe man ihr den Pass verweigert. «Mit dem Schweizer Pass kann man sich frei bewegen. Das war für mich eine Offenbarung», sagt Castrillo.

daraus hervorgehende Ästhetik zu beleuchten. Sie habe alle Äusserungen zugelassen, weder politische noch ästhetische Zensur betrieben. Mit dieser Ausstellung sei etwas sichtbar geworden, das sie «Parasite Paradise» nennt. Besetzer halte sie nicht für Parasiten, nein, aber das Prinzip des Parasitären, also das Leben auf Kosten anderer, spiele eine wichtige Rolle in der Szene, somit auch in der Ästhetik des Besetzens. Kein Parasit ohne Wirt, fährt sie fort. Die Gesellschaft brauche die Leute, die sie ausgrenze, und umgekehrt. «Mich interessieren die beiden Systeme der Legalität und der Illegalität, und wie sie zusammenwirken», sagt sie.

Was das Rhino für sie persönlich bedeute, frage ich. Als Uruguayerin würden ihr hier Rechte vorenthalten, etwa abzustimmen und zu wählen, sagt Leticia Ramos. Politisch äussern könne sie sich in der Schweiz nur direkt, etwa durch das Besetzen. Das Rhino garantiere ihr damit bestimmte politische Rechte. «In Uruguay ist die Illegalität in Aufenthalt und Wohnen tödlich», fügt sie hinzu, «ein besetztes Haus wird sofort polizeilich gestürmt, die Bewohner abgeführt.» Nur wo Recht und Ordnung herrschten, etwa in der Schweiz, sei solche Illegalität überhaupt erst möglich. Eine Identität zu haben, sei nichtsdestotrotz auch ihr sehr wichtig, sagt sie. Für sie bedeute Identität, einen Platz zu haben, mitreden zu können, «être visible». Gleichzeitig möge sie das Kommunitäre, das Gemeinschaftliche, auch den gemeinschaftlichen Besitz und Geschmack und dessen Hervorbringungen, eben die Ästhetik des Besetzens.

«Ich bin, trotz des Studiums, eine emotionelle Kuratorin», sagt sie. Im vergangenen Jahr sei sie drei Monate lang jeden Tag mit einem Kassettengerät herumgegangen, das sie im Haus gefunden hatte. Eigentlich habe sie ein Internetradio unter dem Namen «Radio Favela» betreiben wollen. Mit dem Kassettengerät habe sich das Projekt zu «Favela Studio» gewandelt, zu einer Tonstudie mit Stimmen, Tönen, Hintergrundgeräuschen, ohne Konzept. «Ohne Kritik, ohne Inhalt, ohne Werbung», sagt sie. Der Inhalt der Kassetten höre sich zusammenhanglos, abrupt an. Ohne einen Kontext könne man ja auch keine Aussage verstehen, sagt Ramos. Zur Zeit arbeite sie an einem Video mit dem Titel «Moving». Sie werde Leute aus der Musikszene, frühere Besetzer, in Berlin aufsuchen, um die Wohnsituation von Genf mit der von Berlin zu vergleichen. Das Umziehen, das Transportieren von Habseligkeiten von einem Ort zum anderen, ermögliche in der Ästhetik des Besetzens Neues.

«Mein Vater», sagt Ramos, «war Immobilienhändler in Montevideo.» Ihre Familie unterstütze sie, gebe ihr Halt. In der vergangenen Zeit hat sie sich bei den Genfer Kulturinstitutionen, aber auch im Ausland beworben. «Wenn ich im Ausland eine feste Stelle in meinem Bereich bekommen hätte, hätte ich die Schweiz verlassen», sagt sie. Sie wurde in Genf fündig, fängt in diesen Tagen beim Salon du Livre an. Leticia Ramos bringt mich zur Tür. Auf dem Gehsteig verabschieden wir uns. Genf liegt im letzten Sonnenlicht, die blaue Stunde naht. Ich besteige den Zug. Bald nimmt sich der Lac Léman so dunkel aus wie die Nacht. Die Lichter Zürichs empfangen mich dreieinhalb Stunden später.

Etappe 3

Glarus - Lugano

Die Zugfahrt durch den Steinwall, der unser Land in Nord und Süd teilt, ist halluzinatorisch. Vorausgesetzt, man schaut ununterbrochen hinaus, auf die hohen Grate und tiefen Täler, Bilder, die sich in schneller Folge abwechseln: das Gotthard-Massiv. Hier, nur hier, kurz vor dem Tunnel, bin ich sicher, dass Kollers «Die Gotthardpost» von 1873 in jeder Hinsicht künstlerisch unerreicht sei. Auf der anderen Seite, im Tessin, sehe ich vereinzelt Palmen. Bellinzona, Lugano, ich steige aus. «Im Ausland denkt man oft, Lugano liege in Italien», sagt Cristina Castrillo auf Italienisch. «Und vielleicht denkt man das auch in der restlichen Schweiz.» Sie lächelt. Für Cristina Castrillo, Regisseurin, Schauspielerin und Theater-Ausbildende von internationalem Ruf, kommt das Tessin einem Niemandsland gleich. Nach Norden hin von den Alpen begrenzt, kann es sich auch nach Süden hin kaum ausdehnen. «Vielleicht bin ich deswegen hier hängen geblieben», sagt Castrillo.

Im Viale Cassarate 4 zeigt sie mir das unscheinbar wirkende Teatro delle Radici. Sie hat es vor 25 Jahren gegründet. Der Bühnenraum ist ebenerdig, die wenigen Ränge davor nach oben abgestuft. In den siebziger Jahren hatte die aus Argentinien stammende Cristina Castrillo dem Teatro Libre, einer der damals wichtigsten Theatergruppen Südamerikas, angehört. «Inzwischen, nach 26 Jahren, bin ich ein Teil des Tessins», sagt sie. Sie sei mit leeren Taschen in die Schweiz gekommen. In Spanien, wo sie zuvor zwei Jahre lang gelebt hatte, sei sie drei Mal ausgewiesen worden. «Ich bin froh um den Schweizer Pass», fährt sie fort. In der Diktatur habe man ihr den argentinischen Pass verweigert. «Mit dem Schweizer Pass kann man sich frei bewegen. Das war für mich eine Offenbarung», sagt Castrillo. Obwohl sie Doppelbürgerin sei, reise sie auch in Argentinien stets mit dem Schweizer Pass. Sie habe lange um den Pass gekämpft. Nach innen eröffne er ihr eine Möglichkeit der Zugehörigkeit. «Dennoch werde ich hier stets eine Fremde sein, aber das ist nichts Negatives. Inzwischen bin ich ja auch in Argentinien fremd.» Wir setzen uns in ihr Stammlokal hinter dem Theater. «In all den Jahren bin ich noch nie nach meinem Schweizersein gefragt worden. Vielleicht, weil ich südamerikanisch aussehe. Oder weil ich zu viel reise.» In der Regel werde sie erstaunt gefragt, was sie hier tue. Für die Leute sei es seltsam, dass jemand ausgerechnet ins Tessin einwandert. «Dabei existiert so etwas wie der typische Schweizer gar nicht, weder kulturell noch vom Aussehen her», sagt Castrillo, «und vielleicht bin ich ja auch deswegen hier.» In Cordoba habe ihr Bruder damals ihre Bücher in einem Kinderwagen abgeholt und verbrannt. Die Schergen des Regimes durften die Bücher nicht finden. Lange Zeit habe sie sich nicht überwinden können, neue Bücher zu kaufen. Das sei ihr erst in der Schweiz gelungen. Sie habe dadurch begriffen, dass sie hier bleiben wolle. Sie beschäftigen sich sehr oft mit der Individualität, sage ich. Erscheint Ihnen das Kollektive verdächtig? In Südamerika habe sie kollektiv gelebt, etwa in der Theatertruppe. Die Gewalt der Diktatur habe zudem einen starken Zusammenhalt in der Bevölkerung gegen die Machthaber hervorgerufen. Im nördlichen Europa habe sich umgekehrt das Individuelle verrannt, die Leute wollten eher allein gelassen werden. «Beides aber, erzwungene Kollektivität wie erzwungene Individualität, entfernt dich bloss von dir selbst», sagt Castrillo. Das Wichtigste sei die persönliche Suche; zu fragen, woher man komme, wohin man gehe, wer man sei. Von ihren Schauspielern erwarte sie, dass sie sich selbst in die Waagschale legen, eine physische Präsenz entwickeln, eine eigene Körpersprache, und dass sie die eigenen Gefühle studieren. «Die Möglichkeit, sich selbst zu sein, ist ein grosses Privileg», sagt sie. «Im Zentrum meiner Theaterarbeit stehen deshalb die Schauspielerinnen und Schauspieler.» Ob es diese Überzeugung ist, die sie eine eigene Schule gründen liess, frage ich. «Meine Ausbildungsmethode basiert auf der Individualität und dem Gedächtnis.» In ihrer International Theatre Lab School bringe sie Schauspieler dazu, sich ihres eigenen Gedächtnisses, ihres

Erfahrungsschatzes bewusst zu werden. «Man lernt dabei, was man in sich hat», sagt Castrillo. «Im Grunde geht es mir bei der Ausbildung darum, dass die Schauspieler nicht imitieren, sondern ihr Spiel aus der eigenen Seele schöpfen.» Dazu gehöre es, dass sie ihren eigenen Weg gehen, Nein sagen, sich falschen Versprechungen verweigern können. Sie wolle lehren, den Zweifel zu nutzen, und dass man zunächst einmal im Schatten arbeiten müsse, um sich zu formen. «Ich hatte keinen Meister, bin Autodidaktin. Heute bin ich Meisterin.» Meister, sie möge dieses Wort. Ein Meister präge seine Schüler nicht, sondern führe sie zu sich selbst, zu ihren Möglichkeiten. Ein Meister begleite. «Meine mentale Grundlage sind die Worte meiner Grossmutter. Und natürlich habe ich auch sehr viel gelesen, Peter Brook usw.»

«Il ventro della balena» («Der Bauch des Wals») lautet der Titel einer Aufführung im Teatro delle Radici von 2004. Cristina Castrillo habe sich damals den Wunsch erfüllt, ein Stück allein mit Männern zu erarbeiten. «Das war erleuchtend. Ich musste einige gedankliche Schranken einreissen, vor allem eigene», sagt sie. Zwei Dinge seien ihr über die Männerwelt klar geworden. Erstens sei unter Männern die Gewalt wirklich sehr gross. Zweitens könnten Männer aber umso zärtlicher sein. Wie alle anderen ihrer knapp zwanzig Stücke, etwa «Sguardo di cenere» (2001) und «Guardando al sud» (2003), habe sie «Der Bauch des Wals» aus ihren Schauspielern entwickelt, aus deren Gedanken und Gefühlen. Die Schauspielerinnen und Schauspieler, mit denen Castrillo arbeitet, hat sie selbst ausgebildet. Sie stammen aus den unterschiedlichsten Ländern. Sie haben Spanisch gelernt, um auch in Südamerika auftreten zu können.

«Man muss beim Spielen von sich ausgehen. Das fremde Wort muss zum eigenen Gefühl werden, damit es darstellbar wird», sagt sie. «Schauspieler sind streunende Hunde», sagt Castrillo. «Denn alles, was sie erfahren, müssen sie auch wieder loswerden, um dahinter sich selbst zu entdecken.» Sie lehre die Schauspieler dieses Gleichgewicht, dieses Spiel des Verlierens, das Neues in einem hervorbringe. Cristina Castrillo gastiert mit ihrer Truppe oder mit der Schule sehr oft im Ausland, allein in diesem Jahr wird sie in einem halben Dutzend Ländern arbeiten. Von Moldawien bis Pakistan, von Iran bis Neuseeland hat sie in den vergangenen Jahrzehnten inszeniert und unterrichtet. «Wo immer ich arbeite, die Schweiz reist stets mit», sagt sie und lächelt. Am liebsten aber hätte sie mehr Zeit zum Schreiben. Sie schreibe leidenschaftlich gern. Wir verabschieden uns. Im Bahnhof von Lugano warten die Menschen dichtgedrängt auf den Schnellzug nach Norden. Im Zug, die flachen Häuser und die Gärten im Blick, denke ich über Cristina Castrillos Schreibbedürfnis nach. Sie hätte sich auch gut aufs Schreiben beschränken können, sagte sie. «Aber man muss im Leben wählen.»

Fotografin **Genny Russo**, 1970 im Aargau geboren, ist Mitbegründerin der Secondas Bewegung und der IG Secondas. Ihre Eltern sind vor bald 50 Jahren aus Süditalien in die Schweiz eingewandert. Heute lebt sie in Zürich.

Schriftsteller **Perikles Monioudis** ist 1966 in Glarus geboren. Seine griechischen Eltern und die Schwester sind zwei Jahre zuvor aus dem ägyptischen Alexandria in die Schweiz übergesiedelt. Zu seinem 40. Geburtstag erscheint im September eine veränderte Neuauflage seines Erstlings «Der Günstling der Gegenstände», mit einem Nachwort von Peter Weber.

Die Argentinierin **Cristina Castrillo** lebt seit 26 Jahren in Lugano, als Regisseurin, Schauspielerin und Theater-Ausbildende.

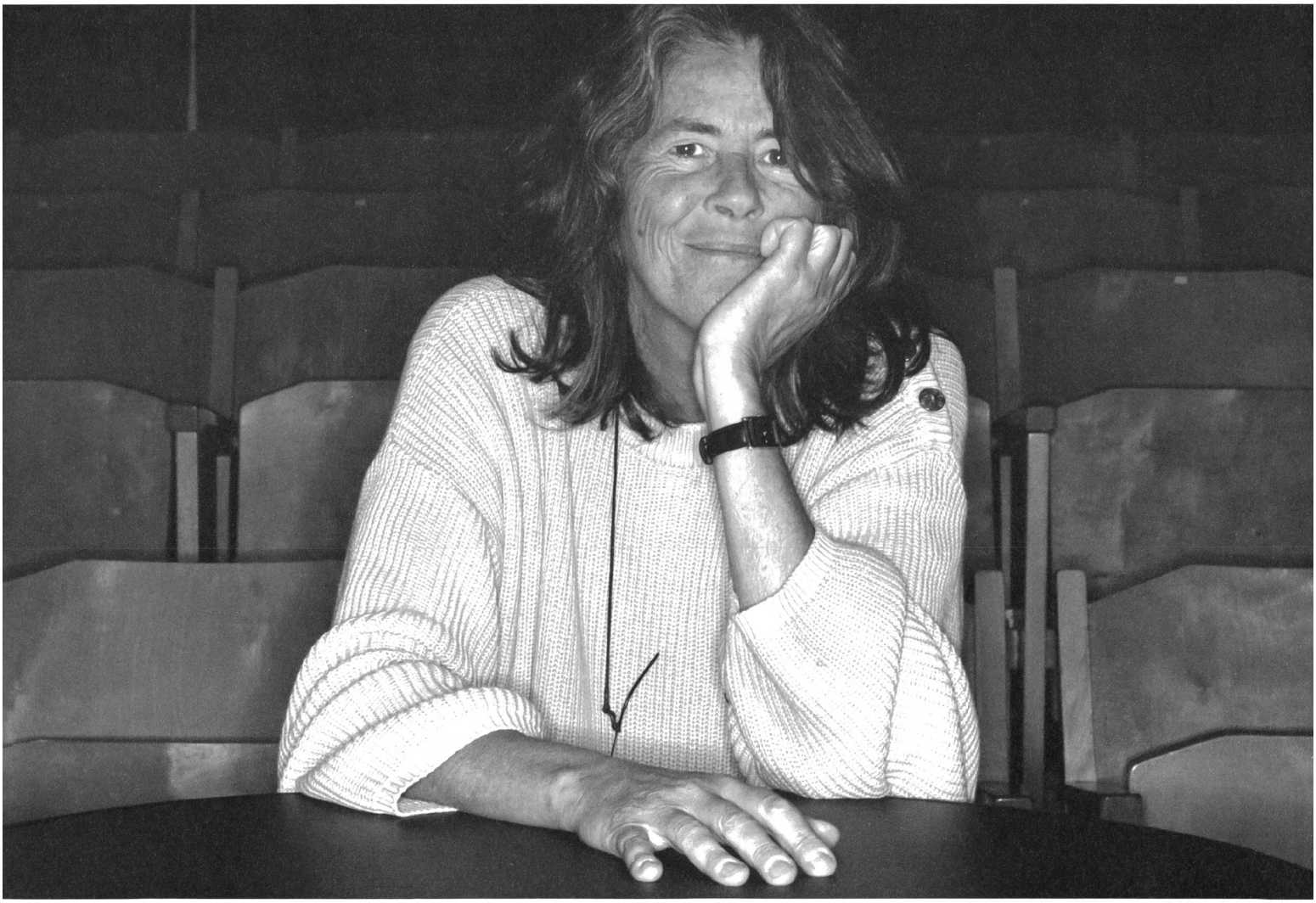


Bild: Genny Russo